

Doing Gender - Soziale Konstruktion von Geschlecht

Hausarbeit

Verfasserin: Schrati
Matrikelnummer: 1020371
Modul: MP 103 Gender und Ernährung
Dozenten: Dr. Jana Rückert-John, Dr. René John
Abgabe: 28.08.2011

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Das Konzept des Doing Gender	1
2.1	Theorie der Geschlechtskonstruktion nach GARFINKEL	2
2.2	Theorie der Geschlechtskonstruktion nach KESSLER/McKENNA	4
2.3	Doing Gender nach WEST/ZIMMERMAN	5
3	Medien der Geschlechtskonstruktion	7
3.1	Wissenschaftliches Wissen	7
3.2	Arbeitsteilung	9
4	Diskussion	11
5	Fazit	13
	Literatur	15

1 Einleitung

Zur Zeit der Frauenfußball-Weltmeisterschaft 2011 lassen sich in den Medien vielfach Diskussionen über Geschlechterrollenbilder im Fußball verfolgen. Dabei zeigt sich, beispielweise im Vergleich mit den USA, dass die Vorstellungen über das, was als weiblich und männlich erachtet wird, stark gesellschaftsspezifisch ist und nicht einmal in der westlichen Kultur ein einheitliches Bild des Frauenfußballs existiert – ein Hinweis darauf, dass Geschlecht Ergebnis einer sozialen Konstruktion ist.

Frauenfußball illustriert jedoch nur beispielhaft, wie nahezu alle Elemente des sozialen Zusammenlebens von der Kategorie „Geschlecht“ beeinflusst sind. Das Ausmaß dieser Beeinflussung wird oft nur deutlich, wenn die „Normalität“ verletzt wird. So löst eine soziale Interaktion, in der das Geschlecht des Gegenübers nicht identifizierbar ist, Unbehagen aus, da wir gewohnt sind, jeden Menschen einem von zwei Geschlechtern zuzuschreiben.

Im Alltagswissen der Menschen werden die Unterschiede zwischen weiblich und männlich durch „natürliche“, biologische Unterschiede begründet. Diverse geschlechtertheoretische Ansätze gehen heute jedoch von einer rein sozialen Konstruktion von Geschlecht aus, dem sog. „Doing Gender“. Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, wie sich diese Ansätze entwickelten, auf welcher Grundlage sie den Anspruch der „Natürlichkeit“ von Geschlecht verneinen und welche Bedeutung Geschlecht in der sozialen Interaktion besitzt. Hierzu werden Untersuchungen von GARFINKEL, KESSLER/MCKENNA sowie WEST/ZIMMERMAN herangezogen. Im Weiteren wird gezeigt, durch welche institutionellen Arrangements sich die vorherrschenden Geschlechtskonstruktionen reproduzieren und von welchen Seiten das Doing Gender Konzept kritisiert wird.

2 Das Konzept des Doing Gender

Der Begriff des Doing Gender entstammt der interaktionstheoretischen Soziologie und befasst sich mit der sog. sozialen Konstruktion von Geschlecht. Anstatt die Einteilung der Gesellschaft in Männer und Frauen als „natürliche“, durch die Biologie vorgegebene Tatsache zu sehen, nehmen konstruktivistische Betrachtungen von Ge-

schlecht soziale Prozesse in den Blick, in denen Geschlecht „hergestellt“ wird (vgl. GILDEMEISTER 2008a: 167).

In den 70er Jahren wird in der Frauenforschung erstmals eine soziale Perspektive in die Geschlechterbetrachtung aufgenommen und somit die rein biologische Sichtweise durchbrochen, nämlich durch die Unterscheidung von „sex“ als biologisches und „gender“ als soziales Geschlecht. Durch den „gender“-Begriff wird die kulturelle Betrachtung geschlechtsspezifischer Verhaltenserwartungen, sozialer Positionierungen und Arbeitsteilung möglich. Dennoch basiert die sex-gender-Unterscheidung stets auf der Annahme der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit der Menschen (vgl. ebd.: 67 f.; GILDEMEISTER 2008b: 138).

Die Konzepte der sozialen Konstruktion von Geschlecht haben – auch wenn sie im Einzelnen unterschiedlich ausgeprägt sind – den Ausgangspunkt, diese „Natürlichkeit“ zu überwinden. Sie betrachten demnach auch das biologische Geschlecht als einen „Effekt sozialer Praxis“ (WETTERER 2008: 126) und verneinen so die Existenz einer „natürlichen“ Betrachtungsebene außerhalb des sozialen Kontextes. Die Nullhypothese des Konzeptes, nämlich dass es „keine notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt“ (HAGEMANN-WHITE nach WETTERER 2008: 126), sondern Geschlecht immer als kulturelle Konstruktion zu begreifen ist, steht im Widerspruch zur Alltagswahrnehmung der Menschen, wie sie bereits GARFINKEL beschrieben hat (s. u.). Die konstruktivistische Theorie untersucht dabei nicht die Ausprägungen der Unterschiede zwischen Geschlechtern, sondern die „Prozesse der Unterscheidung“ (GILDEMEISTER 2008b: 141), d. h. wie Geschlechtsunterschiede im sozialen Alltagshandeln produziert, gefestigt, reproduziert und als selbstverständlich angesehen werden (vgl. WETTERER 2008: 127).

2.1 Theorie der Geschlechtskonstruktion nach Garfinkel

Ausgangspunkt für das Konzept des Doing Gender sind die Transsexuellenstudien von Harold GARFINKEL (1967) sowie Susan KESSLER und Wendy MCKENNA (1978). GARFINKEL bedient sich dabei des Prinzips, die Konstruktion von Normalität – hier die alltägliche interaktive Konstruktion von Geschlecht – in einem Setting zu untersu-

chen, in dem diese Normalität verletzt wird. Seine Fallstudie beschäftigt sich mit der Mann-zu-Frau-Transsexuellen „Agnes“. Der Vorteil von Transsexuellenstudien in der Geschlechterforschung liegt darin, dass sich die Prozesse der Wandlung von einem zu einem anderen Geschlecht und somit auch die Darstellung bzw. Konstruktion des neuen Geschlechts in „Zeitlupe“ vollziehen (vgl. GILDEMEISTER 2008b: 139).

GARFINKEL formuliert eine Reihe von Annahmen, die tief in unserem Alltagswissen verankert sind und unsere Wahrnehmung grundlegend prägen. Demnach ist es selbstverständlich, dass

- es „von Natur aus“ zwei und nur zwei Geschlechter, nämlich männlich und weiblich, gibt,
- die Geschlechtszugehörigkeit eindeutig über die Genitalien ablesbar ist,
- die Geschlechtszugehörigkeit angeboren, nicht wählbar und unveränderlich ist (vgl. ebd.).

Dieses Alltagswissen bezeichnet GARFINKEL jedoch nicht als „natürliche“, sondern institutionalisierte und demnach „moralische Tatbestände“ (WETTERER 2008: 127). Eine Verletzung dieser Tatsachen führt zu „Abwertung und Ausgrenzung“ (GILDEMEISTER 2008b: 139 f.) Der Blick auf andere Gesellschaften zeigt, dass die Annahmen der Dichotomizität, Naturhaftigkeit und Konstanz von Geschlecht keineswegs in allen Kulturen Gültigkeit haben (vgl. GILDEMEISTER 2008a: 174 f.; WETTERER 2008: 127).

Transsexuelle scheinen gegen die „Regeln“ der Nicht-Wählbarkeit und Unveränderlichkeit des Geschlechts zu verstoßen. Dennoch zeigte GARFINKEL, dass auch sie sich an der Vorstellung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit orientieren. Agnes geht davon aus, bereits immer eine Frau gewesen zu sein, jedoch „fälschlicherweise“ mit einem Penis ausgestattet worden zu sein – ein Fehler, der operativ beseitigt werden soll. Da die Genitalien die wichtigsten Merkmale für die Geschlechtszuordnung sind, ist vor der Operation ihr Anspruch, eine Frau zu sein, stets Streitbar. Transsexuelle müssen jedoch auch im alltäglichen Handeln ihr Geschlecht entsprechend der Verhaltenserwartungen darstellen und in Interaktionen die entsprechenden Muster von Weiblichkeit bzw. Männlichkeit realisieren und sie der Validierung durch die Interaktionsteilnehmer unterziehen (vgl. GILDEMEISTER 2008b: 139). Sie sind für diese Prozesse der Geschlechtszuweisung und -darstellung besonders sensibel und machen dabei deutlich, dass die Praktiken der Geschlechterklassifikation allem sozialen Handeln

zugrunde liegen. Die Zweigeschlechtlichkeit nimmt also eine grundlegende Ordnung der sozialen Welt vor (vgl. ebd.; GEIMER 2005a). GARFINKEL sieht daher in der Kategorie Geschlecht einen „unveränderlichen, aber unbemerkten Hintergrund des alltäglichen Lebens“ (GILDEMEISTER 2008b: 140) und bezeichnet sie als „omnirelevant“ (ibd.).

2.2 Theorie der Geschlechtskonstruktion nach Kessler/McKenna

GARFINKELS Ansatz wird von KESSLER/McKENNA weiterentwickelt, welche die Darstellungsweisen der Zweigeschlechtlichkeit untersuchen. Sie legen einen Fokus auf den interaktiven Prozess der Geschlechtszuschreibung und beobachten dabei den „alltäglichen Phallozentrismus“ (GILDEMEISTER 2008b: 140). Der Penis ist das ausschlaggebende Kriterium für die Geschlechterzuschreibung, wobei etwas nur als weiblich angesehen wird, wenn es nicht als männlich wahrgenommen werden kann. Allerdings werden in der Regel nur Vermutungen über das Vorhandensein von Genitalien gemacht, die Zuschreibung erfolgt jedoch über andere Merkmale wie Kleidung, Frisur, Figur und die Interpretation der Darstellung. Für die Herstellung von Geschlecht ist die Darstellungsleistung also zentral. Ist die initiale Geschlechtszuschreibung erfolgt, wird alles Handeln im Lichte dieser Zuschreibung interpretiert. Frauen können somit auch als „unweiblich“ wahrgenommen werden; die Zuschreibung „Frau“ wird dadurch jedoch nicht aufgelöst. KESSLER/McKENNA sehen neben der Darstellungsleistung auch eine „Arbeit der Rezipienten“ (ibd.), die ihre Attributionsmuster flexibel halten müssen, um Unstimmigkeiten in der Darstellung zu verarbeiten (vgl. ebd.).

Die Geschlechter erfahren in der sozialen Wirklichkeit nicht die gleiche Wertigkeit. Vielmehr herrscht eine androzentrische Sichtweise vor, die es Frauen erlaubt, sich an männlichen Rollen zu orientieren, vice versa erscheint dies jedoch als merkwürdig (vgl. GILDEMEISTER 2008a: 178). Die Tatsache, dass der Penis als ausschlaggebendes Genital betrachtet wird, sehen die KESSLER/McKENNA nicht als Ausdruck der natürlichen Überlegenheit des männlichen Geschlechts, sondern als rein soziale Konstruktion (vgl. GEIMER 2005b).

2.3 Doing Gender nach West/Zimmerman

Aufbauend auf den Arbeiten von GARFINKEL und KESSLER/McKENNA öffentlichen Candace WEST und Don ZIMMERMAN 1987 ihren Aufsatz „Doing Gender“ und legen eine konstruktivistische Geschlechtertheorie vor, in deren Mittelpunkt die soziale Interaktion steht (vgl. GEIMER 2005c).

WEST/ZIMMERMAN gehen davon aus, dass Geschlechtszugehörigkeit nicht Ausgangspunkt, sondern Ergebnis komplexer sozialer Prozesse ist. In der Frage nach der Konstruktion von Geschlecht untersuchen sie eben jede Prozesse, in denen die Vorstellungen über Geschlecht erzeugt werden. Ebenso wie bei KESSLER/McKENNA wird eine Betrachtung von Geschlecht als natürliche, biologische Tatsache konsequent abgelehnt (vgl. GILDEMEISTER 2008a: 172 f.). Somit kommt der sozialen Interaktion eine entscheidende Rolle zu. Interaktion ist jedoch nicht zu als Zustand zu verstehen, in dem Personen „physische präsent sind und sich wechselseitig wahrnehmen (können)“ (GILDEMEISTER 2008b: 138), sondern als „formender Prozess eigener Art“ (ebd.), in dem die Interaktionsteilnehmer Zwängen unterliegen. Dazu gehört der Zwang zur „kategorialen und individuellen Identifikation“ (ebd.), d. h. die Interaktionsteilnehmer entweder als „männlich“ oder „weiblich“ zu kategorisieren. Diese Kategorisierung stellt eine grundlegende Ordnung der sozialen Welt her und vermittelt Sicherheit, da mit der Zuordnung zu einem Geschlecht Handlungsmuster erwartbar werden. Das Wissen um Handlungsmuster führt jedoch gleichzeitig dazu, dass der Klassifikationsprozess nicht einmalig durchgeführt wird, sondern das Verhalten permanent validiert wird (vgl. ebd.).

Zur Analyse der Prozesse in sozialen Interaktionen entwickeln WEST/ZIMMERMAN eine Terminologie, die im Unterschied zur sex/gender-Unterscheidung ohne die Annahme vorsozialer Natürlichkeit auskommt (ebd.):

- sex (Geburtsklassifikation): die Geburtsklassifikation des körperlichen Geschlechts aufgrund sozial vereinbarter Kriterien;
- sex-category (Geschlechtskategorie): die soziale Zuordnung bzw. Zuschreibung eines Geschlechts aufgrund der Darstellung einer Zugehörigkeit zu einer Kategorie;
- gender: die intersubjektive Validierung der Geschlechtskategorie in Interaktionsprozessen durch der Geschlechtskategorie angemessenes Verhalten und Handeln.

Geburtsklassifikation und Zuschreibung zu einer Geschlechtskategorie müssen sich dabei nicht entsprechen, wie bereits GARFINKEL zeigt: Agnes sieht sich selbst als Frau, besitzt vor der Operation jedoch nicht die sozial vereinbarten biologischen Kriterien, um als Frau klassifiziert zu werden. Der Fall macht die Bedeutung der Geschlechtskategorie deutlich. Es wird gemeinhin davon ausgegangen, dass „sex“ und „sex-category“ kongruent sind. Jedoch schließen wir nicht von der Geburtsklassifikation auf die Geschlechtskategorie – KESSLER/McKENNA machen bereits deutlich, dass die Kategorisierung in aller Regel nur auf der Vermutung der Existenz entsprechender Genitalien beruht. Die geschlechtliche Identität entsteht somit nicht „zwischen den Beinen, sondern zwischen den Ohren“ (BOERNE 2011). In der sicheren Annahme, in einer Welt von nur zwei Geschlechtern zu leben, schließen wir von der Geschlechtskategorie auf die Geburtsklassifikation (vgl. WEST/ZIMMERMAN 1987: 131 f.).

Die Geschlechtskategorie eines Interaktionspartners wird in einem Prozess ermittelt, der sich an der Darstellung der Person (Körperbau, Kleidung, Stimme, Aussehen) orientiert. Dabei wird stets getestet, ob die Person als weiblich bzw. männlich gesehen werden kann und entsprechend kategorisiert. Im Fall von Agnes ist die Geschlechtskategorie der Weg, sich der sozialen Umwelt glaubhaft als Frau zu präsentieren, „to do gender“. Agnes muss über die Darstellung hinaus jedoch auch lernen, eine Frau zu sein, d.h. gewisse Ideale von Weiblichkeit, welche sich im Verhalten niederschlagen zu erfüllen, wie beispielsweise Zurückhaltung, Dienstbarkeit und Subordination (vgl. WEST/ZIMMERMAN 1987: 132 ff.; GILDEMEISTER 2008a: 139). Wie bereits GARFINKEL sehen WEST/ZIMMERMAN die Kategorie Geschlecht als omnirelevant an: „Doing Gender is unavoidable“ (WEST/ZIMMERMAN 1987: 137). Bemerkenswert ist jedoch, dass trotz der Widersprüche, die sowohl in der Festlegung der Geburtsklassifikation, auch der Kategorisierung immer wieder auftreten und damit biologische und soziale „Wahrheiten“ anfechtbar machen, sich die Binarität der Geschlechterklassifikation als stabil erweist (vgl. GILDEMEISTER 2008a: 179).

Der Prozess der Geschlechtsklassifikation steht jedoch nicht nur im Kontext sozialer Interaktion, sondern ist auch in eine Vielzahl „institutioneller Arrangements“ (GILDEMEISTER 2008b: 138) eingelassen, in denen die Vorstellungen über die als natürlichen wahrgenommenen Unterschiede zwischen Frauen und Männern inszeniert und somit erst geschaffen werden (vgl. ebd.). Hierzu werden Untersuchungen GOFFMANS heran-

gezogen, der aufzeigt, wie beispielweise in der Paarbildung Geschlechterdifferenzen immer wieder reproduziert werden. Paare finden sich immer wieder nach gewissen sozialen Vorstellungen zusammen, z. B. sind Männer oft größer, älter und erfahrener als ihre Frauen. Diese Unterschiede werden dann als Ausdruck der „natürlichen“ Geschlechterdifferenzen angesehen. Weitere Beispiele für die Institutionalisierung sind die Geschlechtertrennung öffentlicher Toiletten oder des Sports, sowie die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen (vgl. ebd.: 141; WEST/ZIMMERMAN 1987: 138).

3 Medien der Geschlechtskonstruktion

Die Sichtweise der sozialen Konstruktion von Geschlecht wirft die Frage auf, durch welche Medien sich die Geschlechterdifferenzen, die in ihrer Ausprägung nicht auf den biologischen Unterschieden fußen, reproduzieren und gefestigt werden. WETTERER (2008) führt hierzu zwei Felder an – die Produktion wissenschaftlichen Wissens und die Arbeitsteilung – welche sowohl historisch als auch in der Gegenwart eng mit der Geschlechtskonstruktion verwoben sind.

3.1 Wissenschaftliches Wissen

Die Biologie liefert dem Alltagswissen den wissenschaftlichen „Beweis“ der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit. Diese „Wahrheiten“ sind jedoch nicht unumstößlich, wie nicht nur Ansätze zu einer differenzierteren Geschlechterkonzeption, z. B. von Anne FAUSTO-STERLING, sondern auch die Betrachtung der Entwicklung des biologischen Wissens zeigen (vgl. WETTERER 2008: 130 f.).

Erste Geschlechterbetrachtungen lassen sich in der Antike bei Aristoteles finden. Bereits hier erhalten Frauen und Männer eine ungleiche Wertigkeit, die Thomas LAQUEUR (1990, dt. 1996) aus heutiger Sicht als soziale Konstruktion betrachtet. Aristoteles geht von der Existenz zweier Geschlechter aus, unterscheidet sie jedoch nicht aufgrund biologischer, sondern immaterieller Merkmale. Er sieht in den sozialen Rollenmustern den Ausdruck einer naturgegebenen Ordnung. Auf naturphilosophischer Ebene sieht LAQUEUR in der antiken Anschauung jedoch kein Zwei-, sondern ein Ein-Geschlechter-

Modell, d. h. Männer und Frauen sind nicht grundlegend verschieden, sondern unterscheiden sich lediglich in ihrem Grad an Vollkommenheit, wobei der Mann als das vollkommeneren Geschlecht betrachtet wird (vgl. LAQUEUR 1990: 28 ff.).

Im zweiten Jahrhundert entwickelt Galen von Pergamon ein auf anatomischen Gegebenheiten fußendes Ein-Geschlechter-Modell. Er sieht den weiblichen Körper als eine unvollkommene Version des männlichen an, beide Teilen sich jedoch die gleiche Anatomie. Die Genitalien sind in ihrer männlichen und weiblichen Ausführung identisch, beim Mann sind sie ob seiner sog. „größeren Hitze“ jedoch nach außen gestülpt, während sie bei der Frau im Innern des Körpers liegen (vgl. LAQUEUR 1990: 26 ff.). Aus der Sicht heutiger biologischer Erkenntnisse zeigen sich hier erste Schwierigkeiten in der Beschreibung von Geschlechterdifferenzen anhand biologischer „Fakten“, da deutlich wird, wie sehr sich die „Wahrheiten“ über die Jahrhunderte ändern.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickelt sich eine Sichtweise, die Frauen und Männer als grundlegend verschieden und an ihren Genitalien unterscheidbar betrachtet. Geschlechterdifferenzen werden nun vor allem auf biologischer Ebene analysiert und durch neue wissenschaftliche und damit angesehene Erkenntnisse untermauert. Im Kontext politischer Auseinandersetzungen verliert die transzendente Ordnung ihre Kraft, soziale Geschlechterunterschiede zu legitimieren. Im Zuge dessen verschiebt sich der Fokus auf die Biologie, welche Differenzen als naturgegebene Tatsachen proklamiert und es somit ermöglicht, die Inferiorität der Frau, wie sie in sozialen Beziehungen zum Ausdruck kommt, durch ihre natürlichen Eigenschaften zu legitimieren (vgl. LAQUEUR 1996: 175 f.). Die Zweigeschlechtlichkeit wird schließlich in alle wissenschaftlichen Bereiche, die sich mit dem Menschen befassen aufgenommen. Die Frau wird dabei als „Naturwesen“ betrachtet, deren Bestimmung in Anlehnung an den Uterus das Heim und die Familie ist. In der entstehenden Gynäkologie wird der pathologisierte weibliche Körper untersucht und alle Sonderlichkeiten der Frau abgehandelt (vgl. WETTERER 2008: 130; RÜCKERT-JOHN/JOHN 2009: 177).

Während im 18. und 19. Jahrhundert sowohl das Ein- als auch das Zweigeschlechtermodell vorzufinden sind, erfahren das Zweigeschlechtermodell und die damit verbundenen Geschlechterdifferenzen im 20. Jahrhundert eine große wissenschaftliche Fundierung und sind bis heute fester Bestandteil des Alltagswissens (vgl. WETTERER 2008: 130).

LAQUEUR weist darauf hin, dass die wissenschaftliche Betrachtung von Geschlecht niemals eine vorsoziale ist, sondern im Kontext kultureller Gegebenheiten zu sehen ist: „In die Sprache der Wissenschaft [ist], wenn sie sich [. . .] sexuellen Differenzen zuwendet, die Sprache des sozialen Geschlechts bereits eingelagert“ (LAQUEUR 1996: 176 f.). So stellt WETTERER in Anlehnung an Evelyn FOX-KELLER die Produktion wissenschaftlichen Wissens als ein Medium der Geschlechterkonstruktion dar: Geschlechterdifferenzen „werden aus der Gesellschaft in die Wissenschaft und von der Wissenschaft in die Natur transferiert – nicht umgekehrt“ (WETTERER 2008: 131). Demnach ist es unmöglich, den Körper objektiv und ohne soziale Prägung zu betrachten (vgl. ebd.: 130).

Wie sehr gerade die Medizin an der Zweigeschlechtlichkeit festhält, wird in der Betrachtung des Umgangs mit Intersexuellen deutlich. Wird ein Mensch mit nicht eindeutig zuordenbaren Genitalien geboren, so werden die Betroffenen durch medizinische „Korrekturen“ dem ein oder anderen „sex“ zugeordnet. Dabei werden die Kinder oft dem weiblichen Geschlecht zugeordnet, da es „einfacher ist ein Loch zu graben, als einen Turm zu bauen“ (BOERNE 2011). In ihrer Studie über intersexuelle Kinder zeigt KESSLER, dass so auch auf biologischer Ebene Geschlecht gemäß der Vorstellung natürlicher Zweigeschlechtlichkeit konstruiert wird, da geschlechtliche Ambiguität als Bedrohung der Gesellschaft wahrgenommen wird. Sie macht deutlich, dass es jedoch erst der Umgang mit Ambiguität ist, der das „Abnormale“ schafft (KESSLER 1990: 25).

3.2 Arbeitsteilung

Die Verankerung der Verschiedenartigkeit von Frau in Mann in der Natur, so wie es seit dem 18. Jahrhundert durch die entstehenden Wissenschaften geschieht, hat auch auf die Sozialwelt große Auswirkungen und ist verwoben mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft. Diese formt „natürliche Geschlechtscharaktere“ (WETTERER 2008: 131), welche bis heute die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern prägen. Frauen werden als Naturwesen betrachtet, deren innere, natürliche Bestimmung das Haus und die Familie ist, während der Mann als Kulturwesen im Beruf, den Wissenschaften, der Kunst und Kultur seinen Platz findet (vgl. ebd.).

Diese Teilung schlägt sich in der Entstehung von Frauen- und Männerberufen nieder. Der Gesundheitsbereich und die medizinische Profession, Vertreterin einer der

drei ursprünglichen Fakultäten der *scientia*, illustriert diese Arbeitsteilung beispielhaft: Während es zunächst Männern vorbehalten ist, den Beruf des Arztes zu erlangen, entwickelt sich unter Berufung auf natürliche Eignung die Krankenpflege als weibliches Pendant (ebd.: 132).

In Bezug auf Ergebnisse der Stereotypen- und Attributionsforschung führt WEINBACH aus, dass Assistenzberufe jene Qualitäten verlangen, die auch im sozialen Alltag in weibliche Verhaltens- und Handlungsmuster eingewoben sind: Selbstständigkeit und Subordination – Eigenschaften, die von Männern nicht erwartet werden (vgl. WEINBACH 2003: 158 f.). Zudem wird Frauen die Führungsfähigkeit abgesprochen, da deren Arbeit grundsätzlich auf dem Attributionsmuster der Anstrengung und Unsicherheit, die von Männern hingegen auf dem der Fähigkeit und Sicherheit beruht, was die Notwendigkeit männlicher Vorgesetzter – gemäß den sozialen Erwartungen – deutlich macht (vgl. ebd.: 154).

Doch findet nicht nur eine inter-, sondern auch eine intraberufliche Geschlechterdifferenzierung statt. Studien zeigen, dass Männer in Frauenberufen oft ein höheres Ansehen genießen und bessere Aufstiegschancen haben, weshalb sie ihre eigene Geschlechtszugehörigkeit betonen. Frauen in Männerberufen hingegen sehen sich Nachteilen gegenüber und sind bemüht, Differenzen nicht zum Vorschein treten zu lassen (vgl. GILDEMEISTER 2008b: 142).

Aus konstruktivistischer Sicht ist die Entwicklung von Frauen- und Männerberufen eine Institutionalisierung der vorherrschenden Rollenbilder, wodurch die als verschiedenen gedachten Geschlechter überhaupt erst verschieden werden. Diese Institutionalisierung trägt zur Reproduktion der Geschlechterdifferenzen bei und soll ein Aufweichen der Differenzen verhindern. Gayle RUBIN bezeichnet diese Angst vor geschlechtlicher Grenzverwischung als „sameness taboo“ (NUNNER-WINKLER/WOBBE 2007: 295): „Women and men have to be distinguishable“ (RUBIN 1975 nach TÜNTE 2007).

In der Betrachtung der Arbeitsteilung kommen allerdings auch Thesen der De-Institutionalisierung auf, wie sie insbesondere von Bettina HEINTZ und Eva NADAI formuliert werden. Sie gehen davon aus, dass sich Geschlechterarrangements heute auf veränderte Weise reproduzieren. Bereits GOFFMAN weist darauf hin, dass Geschlechterdifferenzen zunehmend weniger durch „natürliche Unterschiede“ legitimiert wer-

den können (vgl. NUNNER-WINKLER/WOBBE 2007: 295). Im Arbeitsmarkt zeigt sich, dass ehemals formale Zugangsbarrieren nicht mehr wirksam sind. Die Öffnung des Militärs für Frauen ist ein Indikator dafür. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Geschlechterdifferenzen aufgehoben werden, wie ein Beispiel der amerikanischen Marine in den 1980er Jahren zeigt: Hier sind Frauen zum Tragen von Röcken und Makeup verpflichtet, damit ihre Weiblichkeit nicht in den Hintergrund tritt (vgl. ebd.). HEINTZ/NADAI sehen die Reproduktion von Differenzen zunehmend kontextabhängig, d. h. Geschlechterdifferenzen stützen sich in abnehmendem Maße auf formale Regelungen, sondern müssen aktiv hergestellt werden (vgl. HEINTZ/NADAI 1998: 78). Bereichsweise beobachten sie auch eine Neutralisierung der Differenz, also ein „Undoing Gender“ (ebd.: 82), was jedoch immer noch vor dem Hintergrund einer geschlechtlich hoch differenzierten Berufsstruktur geschieht (vgl. ebd.: 80).

4 Diskussion

Im Begriff des Undoing Gender findet sich ein zentraler Kritikpunkt des Konzepts von WEST/ZIMMERMAN. Undoing Gender geht auf Stefan HIRSCHAUER zurück, der zu dem Schluss kommt, dass in gewissen sozialen Interaktionen, wie z. B. in der Ausübung gegengeschlechtlicher Berufe, das Geschlecht in den Hintergrund tritt bzw. treten muss. Da er sich von der Omnirelevanz-Annahme GARFINKELS jedoch nicht vollständig lösen kann, spricht er von einer „aktiven Neutralisierung der eigenen, selbst hergestellten Geschlechtlichkeit“ (WEINBACH 2004: 100). Diese kann laut HIRSCHAUER in zeitlicher Abfolge nach einem Prozess des Doing Gender geschehen, oder in einem Kontext, in welchem ein eindeutig sexuierter Raum, wie z. B. geschlechterseparierende Toiletten, die Darstellung des Geschlechts übernehmen (vgl. ebd.: 101).

Die von WEST/ZIMMERMAN zunächst eindeutig mit „nein“ beantwortete Frage „Can we ever not do gender?“ (GILDEMEISTER 2008b: 143) wird aber auch in eine andere Richtung weiterentwickelt. Candace WEST und Sarah FENSTERMAKER greifen den Gedanken auf, dass in sozialen Interaktionen neben dem Geschlecht noch weitere Kategorien simultan konstruiert werden, nämlich Rasse und Klasse. Diese Konstruktionen stehen in einem wechselseitigen, dynamischen Verhältnis und erhalten ihre Bedeutung erst in der sozialen Interaktion. So eröffnet sich auch hier die Möglichkeit,

dass die Kategorie Geschlecht in den Hintergrund tritt (vgl. MEISSNER 2008: 10). Auch HEINTZ/NADAI teilen die Antwort des „nein“ nicht. Auf institutioneller Ebene sehen sie die Wirkung der Gleichberechtigungsforderungen, die dazu führt, dass Geschlecht heute erst relevant gemacht werden muss. Folglich geschieht die Reproduktion der Geschlechterdifferenz nicht mehr über „routineartiges“, sondern „bewusstes und gezieltes Handeln“ (HEINTZ/NADAI 1998: 77f.).

Die Analyse der geschlechtlichen Arbeitsteilung und der Entwicklung der wissenschaftlichen Betrachtung von Geschlecht zeigen, dass das heute vorherrschende Alltagswissen über die „natürliche“ Zweigeschlechtlichkeit nicht unumstößlich ist. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich der Blick auf die Geschlechter sowie die Herstellung und der Umgang mit Differenzen fortlaufend gewandelt. Geschlecht ist dabei auf das Engste mit der sozialen Interaktion verwoben und zeigt dadurch in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen Relevanz. Selbst die Kunst, in der die Grenzen des Realen überschritten werden können, ist von den zeitgenössischen Geschlechtervorstellungen durchdrungen (vgl. REYNOLDS 1995: 133). Beispielsweise lassen sich in der Oper, deren Geschichte eine große Varietät an Geschlechterspielen aufweist, die jeweiligen Konstruktionen von Geschlecht, wie sie LAQUEUR beschreibt, nachzeichnen. So fällt der Aufstieg der Kastraten – Männer mit Sopran- oder Altstimme – im 17. Jahrhundert in jene Zeit, in der noch das Ein-Geschlechter-Modell vorherrscht. Zu diesem Zeitpunkt haben hohe Stimmen einen großen Stellenwert, wobei die Stimme der Kastraten vor allem auch wegen ihrer Ambiguität hoch geschätzt wird. Die bedeutendsten Rollen eines Stückes werden demnach für Kastraten geschrieben (vgl. ebd.: 135 f.). In der gesellschaftlichen Geisteshaltung, dass Frauen und Männer mehr oder weniger vollkommene Versionen eines menschlichen Geschlechtes sind, ist es leicht, Kastraten als Darsteller von sowohl Männern und durchaus auch Frauen zu akzeptieren: Sie sitzen an der Schwelle zwischen männlich und weiblich (vgl. ANDRÉ 2006: 46). Die „Elastizität des Geschlechtsverständnisses“ (LAQUEUR 1990: 125) führt laut REYNOLDS sogar zu einer „geschlechtlichen Anarchie auf der Bühne“ (REYNOLDS 1995: 138), da für die Besetzung der Rollen nicht das Geschlecht, sondern das Stimmfach maßgebend ist. Mit dem Aufkommen des Zwei-Geschlechter-Modells im 18. Jahrhundert verfestigen sich jedoch die Vorstellungen über natürliche Geschlechterdifferenzen und männliche Dominanz. Gleichzeitig lässt sich der Niedergang der Kastraten beob-

achten, welche – von Napoleon als „nur halbe Männer“ bezeichnet – in den starren, binären Kategorien von Männlichkeit und Weiblichkeit keinen Platz mehr haben (vgl. ebd.: 138 f.).

Mit dem „Aussterben“ der Kastraten bleiben den Komponisten zur Umsetzung von Geschlechterspielen nur noch die Travesti-Rollen, in denen Frauen männliche, jedoch nur selten heroische Rollen singen. Die Überschreitung der strikten Geschlechtergrenzen erfreut sich im 19. Jahrhundert allerdings keiner großen Beliebtheit mehr. Die Werke Verdis und Puccinis sind fast ausschließlich heteronormativ ausgerichtet (vgl. ebd.: 141 f.), was als eine institutionelle Verankerung der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit gesehen werden kann.

Das heutige Publikum verspürt wieder eine große Begeisterung für Travesti-Rollen, was REYNOLDS darin begründet sieht, dass durch die Bewegungen der Feministen und Homosexuellen ein Bewusstsein dafür geschaffen wurde, dass die Geschlechtsidentität eine soziale Konstruktion ist, die entsprechend auch dekonstruiert werden kann (ebd.: 146).

5 Fazit

Die Konzepte zur sozialen Konstruktion von Geschlecht stehen im grundlegenden Widerspruch zu unserem Alltagswissen, welches davon ausgeht, dass die sozialen Unterschiede zwischen Männern und Frauen durch sog. natürliche Differenzen bedingt sind. Sozialkonstruktivistische Theorien verneinen die vorherrschenden biologischen Unterschiede nicht, jedoch sehen sie in ihnen keine Rechtfertigung für die sozial gelebte Ungleichheit zwischen Frauen und Männern. Die unter Doing Gender zusammengefassten Ansätze sehen Geschlecht als Ergebnis sozialer Prozesse, in denen Weiblichkeit und Männlichkeit in ihrer kulturspezifischen Ausprägung hergestellt, durch institutionelle Arrangements abgesichert und durch diverse Medien reproduziert wird. Zwar haben sich diese Ansätze erst ab der Mitte des 20. Jahrhunderts entwickelt, ihre Betrachtungen reichen jedoch bis zur Antike zurück. Die dabei beobachteten historischen Veränderungen im Blick auf das Geschlecht, ebenso wie die Analyse von „Ausnahmesituationen“, wie sie in den Transsexuellenstudien durchgeführt wird, legen den Schluss einer rein sozialen Konstruktion von Geschlecht nahe.

Die These der Omnirelevanz von Geschlecht wird von verschiedenen Seiten in Frage gestellt und wird durch die Einführung des Begriffs „Doing Difference“ auch von WEST/FENSTERMAKER relativiert. In den letzten Jahrzehnten sind gerade im Bereich des Arbeitslebens eine Reihe von Entwicklungen zubeobachten, die Veränderungen in den Reproduktionsmechanismen von Geschlecht zeigen und darauf hindeuten, dass die Wirkung von Geschlecht als Barriere insbesondere für Frauen im Berufsleben seit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft stark abgenommen hat. So können heute Frauen wie Männer den Beruf des Arztes ergreifen, wobei auch heute noch Faktoren wie die Arbeitsteilung in der Familie auf unterschiedliche Chancen von Frauen und Männern wirken.

In der Einteilung nahezu der gesamten Welt in weiblich und männlich kommt ein starkes Bedürfnis nach Ordnung und Vereinfachung der komplexen Wirklichkeit zum Ausdruck. Es bleibt letztlich jedoch eine offene Frage, wie sich die Vorstellung der Zweigeschlechtlichkeit in unserer Kultur so tief verwurzeln konnte, dass zum einen das Geschlecht an sich fast alle Bereiche des sozialen Lebens durchzieht. Zum anderen ist die Fixierung auf zwei und nur zwei Geschlechter so stark ausgeprägt, dass selbst sprachlich kein anderes Geschlecht erfasst werden kann, obwohl immer wieder Menschen geboren werden und heranwachsen, die sowohl auf der Ebene von *sex*, als auch der *sex-category* den Rahmen der Zweigeschlechtlichkeit sprengen.

Literatur

- ANDRÉ, N. A. (2006): *Voicing gender: Castrati, travesti, and the second woman in early-nineteenth-century Italian opera*. Bloomington: Indiana University Press.
- BOERNE, K. F. (2011): *Zwischen den Ohren*. In Wettcke, T. und Silber, C. (Hrsg.): *Tatort*. Münster.: WDR
- GEIMER, A. (2005a): *Garfinkels Transsexuellen-Studie: Agnes*. URL: http://userpage.fu-berlin.de/~glossar/de/view.cgi?file=dat_de@146&title=Garfinkels%20Transsexuellen-Studie:%20Agnes – abgerufen am 11.08.2011
- GEIMER, A. (2005b): *Doing Gender nach Kessler/McKenna*. URL: http://userpage.fu-berlin.de/~glossar/de/view.cgi?file=dat_de@152&title=Doing%20Gender%20%28nach%20Kessler/McKenna%29 – abgerufen am 11.08.2011
- GEIMER, A. (2005c): *Doing Gender nach West/Zimmerman*. URL: http://userpage.fu-berlin.de/~glossar/de/view.cgi?file=dat_de@153&title=Doing%20Gender%20%28nach%20West/Zimmerman%29 – abgerufen am 11.08.2011
- GILDEMEISTER, R. (2008a): *Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing gender“*. In Wilz, S. M. (Hrsg.): *Geschlechterdifferenzen: Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. VS-Verlag, S. 167–198.
- GILDEMEISTER, R. (2008b): *Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung*. In Becker, R. und Kortendiek, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Genderforschung*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 137–145.
- HEINTZ, B. und NADAI, E. (1998): *Geschlecht und Kontext: De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung*. *Zeitschrift für Soziologie*, 27, Nr. 2, S. 75–93
- KESSLER, S. (1990): *The Medical Construction of Gender: Case Management of Intersexed Infants*. In *Journal of Women in Culture and Society*, 16, Nr. 1, S. 3–26.
- LAQUEUR, T. W. (1990): *Making sex: Body and gender from the Greeks to Freud*. Cambridge: Harvard University Press.
- LAQUEUR, T. W. (1996): *Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. München: dtv.

- MEISSNER, H. (2008): Die soziale Konstruktion von Geschlecht - Erkenntnisperspektiven und gesellschaftstheoretische Fragen. URL: http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/meissner/hanna_meissner.pdf – abgerufen am 11.08.2011
- NUNNER-WINKLER, G. und WOBBE, T. (2007): Geschlecht und Gesellschaft. In Joas, H. (Hrsg.): Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt/Main: Campus-Verlag, S. 283–312.
- REYNOLDS, M. (1995): Ruggiero's Deceptions, Cherubino's Distractions. In Blackmer, C. E. und Smith, P. J. (Hrsg.): *En travesti: Women, gender subversion, opera*. New York: Columbia University Press, S. 132–151.
- TÜNTE, M. (2007): A Man's Work in a Female World? Gender Paradoxes of Male Child-care Workers. In *Gender Forum*, Nr. 17. URL: <http://www.genderforum.org/issues/working-out-gender/a-mans-work-in-a-female-world/> – abgerufen am 11.08.2011
- WEINBACH, C. (2003): Die systemtheoretische Alternative zum Sex- und Gender-Konzept: Gender als geschlechtsstereotypisierte Form „Person“. In Pasero, U. und Weinbach, C. (Hrsg.): *Frauen, Männer, Gender Trouble*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 144–170.
- WEINBACH, C. (2004): *Systemtheorie und Gender: Das Geschlecht im Netz der Systeme*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- WEST, C. und ZIMMERMAN, D. (1987): Doing Gender. *Gender & Society*, Nr. 1, S. 125–151.
- WETTERER, A. (2008): Konstruktion von Geschlecht. Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In Becker, R. und Kortendiek, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Genderforschung*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 126–136.